

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher

Band: 86 (1958)

Vereinsnachrichten: Rückblick auf die 125. Jahresversammlung der Appenzellischen
Gemeinnützigen Gesellschaft

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 07.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rückblick auf die 126. Jahresversammlung der Appenzellischen Gemeinnützigen Gesellschaft

Mittwoch, den 15. Oktober 1958, im Gasthaus «Hirschen» zu Hundwil,
10.30 Uhr.

Liebe Gemeinnützigste!

Im Banne dunkler Wolken reisten rund 75 Gesellschaftsmitglieder nach dem schmucken Landsgemeindeorte, der aber die drohenden Gewalten zu meistern wußte, so daß sich selbst der übliche Pausenplausch im Freien abwickeln konnte. Der Präsident, Pfarrer *Böni* in Trogen, eröffnete die Tagung, indem er insbesondere Ständerat Ackermann, Landammann Bodmer, die Regierungsräte Stricker, Kündig, Schwendinger und Hohl, den Präsidenten des Protestantischen Kirchenrats aus Außerrhoden, Pfarrer Buff, und einige alte Getreue aus beiden Rhoden willkommen hieß.

Aus dem Jahresbericht

Präsident Böni wies einleitend darauf hin, daß vaterländische Einstellung und Gemeinnützigkeit unzertrennliche Geschwister sind, die sich beide auf wahre Freiheit und echte Nächstenliebe berufen. Darum betreut die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft das *Rütli*, die Wiege unserer Heimat. Und darum hat die Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft bald die Zahl von 2000 Mitgliedern erreicht. Sie bilden den Ausdruck dafür, wie wir Appenzeller an unserer Heimat hängen und es als Ehrenaufgabe betrachten, zu helfen und aufzubauen, wo immer es notwendig ist.

Zwei Erscheinungen fallen uns gegenwärtig in der großen Welt auf. Die eine ist die Ausdehnung der Menschheit in den Weltenraum, die andere die so betrübliche innere Zerspaltung und Zerreißung der Menschheit und des Menschen. Diese Zerspaltung hat ein Künstler mit einer Statue ausgedrückt, bei der auf denselben zwei Beinen zwei menschliche Leiber stehen und miteinander ringen. Es ist jene Spaltung, die im politischen Raum durch den Gegensatz der totalitär regierten Völker zu den sog. freien Völkern gebildet wird. Es geht letzten Endes um die Freiheit des einzelnen, um seine Menschenwürde und sein Menschenrecht. Und es ist wohl vom Traurigsten in unseren Tagen, daß ehrlichen Staatsmännern zugemutet wird, mit Schurken und Lügneren am gleichen Verhandlungstisch sitzen zu müssen. Uns allen graut vor der Anwendung atomarer Waffen wie überhaupt vor einem möglichen Kriege. Seit uns aber die Russen in dieser Frage noch belehren wollten, ist es für jeden Schweizer klar, daß es notwendig ist, die weitere Entwicklung abzuwarten und nie zu vergessen, Gott zu bitten, daß er die Herzen der Menschen zum Frieden leite.

Während die Welt mit Kriegsdrohungen und Atomwaffen spielt, geschieht in unserm Lande das Wundervolle der Vorarbeiten für die Invalidenversicherung, der *Eingliederung Behinderter* in den Arbeitsbetrieb, der Schaffung von Werkstätten für Teilerwerbsfähige und die

angemessene Berücksichtigung der bildungsschwachen Kinder. Dankbar durften wir auch vermerken, daß seit Jahresbeginn das Heim für arbeitsfähige Taubstumme in Trogen eröffnet ist. Manches Menschenkind das früher seiner Gebrechen wegen der Verblödung überlassen war, schätzt sich heute glücklich, das tägliche Brot selber erwerben zu dürfen. Die Anregung von Obergerichtspräsident Nänny an der Jahresversammlung in Grub, die Frage der Errichtung einer *Eheberatungsstelle* an einer Konferenz der Gerichte, des Kirchenrates und der AGG zu besprechen, wurde weiter verfolgt. Die Konferenz vom 19. Juni 1958 im Rathaus in Trogen ergab, daß die Bezirksgerichtspräsidenten einfach keine Zeit mehr haben, als Eheberater zu wirken. Die Beratungsstelle in St. Gallen, an welche der Appenzellische Kirchenrat bereits einen Beitrag von 1000 Franken leistet, ist überlastet. Für Appenzell A. Rh. wird eine bezirksweise Eheberatung, zunächst im Nebenamt, in Aussicht genommen. Sie wird den Weg zu einer hauptamtlichen Eheberatung weisen. Für das Vorderland ist in der Person von Pfarrer Siegrist in Wolfhalden eine geeignete Persönlichkeit gefunden worden, während Hinter- und Mittelland noch auf der Suche sind. Diesen Beratern wird in schwereren Fällen Direktor Künzler von der Heil- und Pflegeanstalt Herisau beistehen. Die Angelegenheit harret auch noch der finanziellen Abklärung.

Die Anregung der AGG bei der SGG, die Frage der *Erhöhung des Pensionsalters* erneut zu prüfen, wurde von Zürich dahin beantwortet, daß die Zeit dazu nicht reif sei. Das Berechtigungsalter für die AHV, das kürzlich für die Frauen sogar herabgesetzt wurde, müßte hinausgeschoben werden. Den Jungen dürfe der Platz nicht versperrt werden. Bei der heutigen Hochkonjunktur würden viele Funktionäre von selbst länger beschäftigt, weil kein Nachwuchs da ist. Die SGG hält es für besser, den in Frage Kommenden geeignete Freizeitbeschäftigung zu verschaffen. — Auch der Anregung von Herrn Lämmli (Herisau) anlässlich der letzten Jahresversammlung, im Verein mit den Krankenkassen *Hauspflegen in den Gemeinden* an die Hand zu nehmen, wurde Folge gegeben. Die Aufgabe könnte in Verbindung mit der Stiftung «Für das Alter» gelöst werden. Wenn erneut Gemeinden die Einführung der Hauspflege beantragen, sollten die Krankenkassen und die Stiftung «Für das Alter» mitwirken. Viele Alte könnten am alten Orte bleiben, wenn eine Hauspflegerin zu ihnen sähe.

Der notwendige Betrag für die so dringlichen Erneuerungsarbeiten am Blindenheim St. Gallen ist zusammengekommen. Das Evangelische Sozialheim «Sonnenblick» feierte dies Jahr sein 25jähriges Bestehen. Es hat in schweren Krisenzeiten schweizerischen Arbeitslosen gedient und war während des zweiten Weltkrieges Heimstätte für viele Flüchtlinge. Von seinem heutigen Dienst an Gebrechlichen, Kriegsverletzten, Trunkgebundenen sowie körperlich und seelisch Erholungsbedürftigen berichtete die Jubiläumsschrift. Die AGG schlägt vor, den «Sonnenblick» als Jubiläumsgabe unter die regelmäßig subventionierten Institutionen einzureihen und zudem den Betrag an die Appenzellische Weihnachtsalterswoche von 400 auf 500 Franken zu erhöhen. Der Pro Juventute Appenzell A. Rh. gratulieren wir zu ihrem 40jährigen Bestehen und danken für die weitverzweigte und segensreiche Arbeit allen Helfern, besonders der Gründerin, Frl. Clara Nef, herzlich. An die Regionalstelle für berufliche Eingliederung Invaliden in St. Gallen sehen wir einen Jahresbeitrag von 100 Fr. vor.

Die Mitgliederwerbung ergab dieses Jahr (inklusive die 11 neuen Mitglieder von Hundwil, die heute dazu kamen) 107 Neue. Die Gesellschaft zählt nun nach Berücksichtigung der Abgänge zurzeit *rund 1940 Mitglieder*. Die von unserm Kassier in gewohnt sauberer Weise geführte Rechnung enthält das Testat von 4000 Fr. von Frau Frieda Ruckstuhl-Zuberbühler, der Witwe des frühern Präsidenten unserer Gesellschaft. Andererseits leistete die AGG einen Gründungsbeitrag an das Taubstummenheim in Trogen von 20 000 Franken. Da wir wieder 12 000 Franken an Subventionen vorschlagen, bitten wir herzlich, bei Schenkungen und Vermächtnissen unserer Gesellschaft zu gedenken.

Nach der Totenehrung und dem Dank an die 27 Mitglieder, die der AGG seit fünfzig und mehr Jahren die Treue gehalten haben, würdigt der Präsident die Hilfe der vielen Mitarbeiter, denen er von Herzen dankt. Mögen die Gemeinnützigen mit dem guten Beispiel vorangehen und nicht jeden Luxus als lebensnotwendig erachten, wenn es gilt, etwas für den Nächsten erübrigen zu können! Wir wollen auch unsere Kinder lehren, die Befriedigung nicht im Vergnügen, sondern in erster Linie in gut getaner Arbeit und in erfüllter Pflicht zu finden. In diesem Sinne sei unsere Gesellschaft dem Schutz und Segen des Allmächtigen anbefohlen.

Die übrigen Jahresgeschäfte

Das *Protokoll* der letztjährigen Jahresversammlung vom 16. Oktober 1957 in Grub wird genehmigt.

Die *Jahresrechnung* für 1957 und die Rechnungen der Subkommissionen für 1957 werden gutgeheißen. Bei der Rechnung der Stiftung «Für das Alter» stellt Bankdirektor Walter Preisig fest, daß alle Gemeinden mit Beiträgen aufgeführt sind, daß aber die Kirchgemeinden noch mager vertreten sind. Er wünscht, daß in dieser Beziehung neue Vorstöße unternommen werden. Den Kassieren wird nach den Anträgen der Rechnungsrevisoren Décharge erteilt und ihnen der beste Dank für ihre gewissenhafte Arbeit ausgesprochen.

Die *Subventionen für 1958* im Betrage von 12 000 Franken werden nach den Anträgen des Vorstandes bewilligt.

Beim Traktandum *Wahlen* gibt der Vorsitzende Kenntnis vom *Rücktritt* von Redaktor Bollinger (Herisau) aus dem Vorstand. Er würdigt das langjährige Wirken des Demissionärs als Aktuar, als Werber der Gesellschaft und als Mitglied der Redaktionskommission in warmen Worten. Die verbleibenden 6 Mitglieder des Vorstandes werden in globo bestätigt. An Stelle des Demissionärs wird *Pfarrer Karl Stöckli in Herisau* neu in den Vorstand gewählt. Nach dieser einmütigen Neuwahl folgt eine Vertrauenskundgebung für Präsident Böni und für Kassier Rechsteiner, die beide einhellig bestätigt werden. Die beiden bisherigen Rechnungsrevisoren für die Gesellschaftsrechnung werden ebenfalls wiedergewählt. Die Wahl der Subkommissionen wird dem Vorstand übertragen.

In vierzig Minuten sind die Jahresgeschäfte erledigt.

Schwesternnot und Gemeinnützigkeit

In einstündigen farbigen Darlegungen schildert Dr. med. H. O. *Pfister*, Chef-Stadtarzt von Zürich, einst Direktor der Heil- und Pflege-

anstalt Herisau, diese Not der Zeit. In Zürich allein fehlen mindestens 800 Spitalplätze. Die Spitalprojekte überschreiten die Summe von 100 Millionen Franken und verlangen einen Mehrbedarf von mindestens 400 Schwestern. Spitalbetten- und Krankenschwesternmangel gibt es in der ganzen Welt (teilweise Ausnahme Dänemark). Beide Mangelerscheinungen bilden einen Teil der allgemeinen Wandlung im Gesundheitswesen und in der Krankenbetreuung. Der Patient sucht viel mehr als früher das Spital auf. Die Heilbarkeit der akuten Leiden bei Jugendlichen brachte eine Lebensverlängerung: Um die Jahrhundertwende starb man im Durchschnitt mit 40 Jahren, jetzt mit 70 Jahren. Das höhere Lebensalter bringt längere Krankheitsdauer, also in vermehrtem Maße chronische Leiden. Der alte Mensch erkrankt nicht häufiger als der junge, aber sein Zustand ist oft nur besserungsfähig, neigt zu Rückfällen und bedrückt den Kranken und dessen Umgebung mit Unheilbarkeit. Der Patient von heute ist anspruchsvoll, da er immer mehr aus modernen Wohnungen mit allem Komfort kommt. Die Hochkonjunktur hat ihn auch im Essen, in Wäsche und Kleidung verwöhnt. Anspruchsvoll ist er auch bezüglich Behandlung und Pflege. Zeitungen, Radio und Fernsehen orientieren ihn über medizinische Errungenschaften. Das bewirkt, daß die Krankenpflege schon vom Patienten aus viel mehr Arbeitskräfte benötigt als früher. Die ärztlichen Erfolge werden erkaufte mit raffinierter medizinischer Technik. Diagnostisch und therapeutisch ist die *Schwester zur Helferin des Arztes* geworden. Man überträgt ihr zeitraubende Beobachtungen, man bildet sie in der Handhabung gefährlicher Instrumente aus; sie wird auch mit der Verantwortung für die Durchführung langdauernder Heilkuren belastet. Der Arzt steht selbst unter dem Druck der Ansprüche des Kranken. Die komplizierten Arbeitsmethoden, die Krankenkassen und die Versicherungen bringen ihm Zeitmangel. Er überträgt den Schwestern zeitraubende Facharbeit. Oft ist er ungeduldig, gereizt, erscheint unzeitig zur Visite und wird selbst wieder anspruchsvoll. Der junge Assistenzarzt, erst der Schulbank entronnen, aber noch unerfahren, verursacht den Schwestern oft wenig geschätzte Mehrarbeit. Früher gemiedene und gefürchtete Armenspitäler, Absorderungshäuser usw. werden zu begehrten Heilanstalten, Gesundheitsfabriken, die reich mit kostspieligen Installationen sowie einem Stab lange ausgebildeter Ärzte, Medizinal-, Pflege- und Hauspersonen ausgestattet sind. Das Verhältnis der Kranken zum Personal ist in den schweizerischen Akutspitälern auf 1:1 gestiegen; in den USA gibt es solche mit 1:10. Der *Pflegetag* kommt *pro Patient* je nach Spital auf 20 bis 40 Franken zu stehen. Den Hauptkostenanteil bilden die Löhne. Alle Faktoren drängen auf Abkürzung des Spitalaufenthaltes. Hetze im Spitalbetrieb und noch größerer Personalaufwand ist die Folge. Früher gab es putzende, waschende, wachende, uneigennützig und unentgeltlich, anspruchslos sich aufopfernde Wärterinnen, heute sind es fachlich wohl ausgebildete, bisweilen auch eingebildete, untergeordnete Arbeit ablehnende, hinsichtlich Entlohnung und Freizeit anspruchsvolle Fach- und Berufsarbeiterinnen. Gewerkschaftlicher Druck in Spitälern — die Schwestern sind vielfach gut organisiert — brachte außer den dringlich notwendigen sozialen Sicherungen auch Arbeitszeitverkürzung und damit weitere Verschärfung des Schwesternmangels. Glücklicherweise führte das meist nicht zum Schichtenbetrieb mit seiner Beunruhigung der Patienten. Viel-

mehr wurde die längere Tagesarbeit durch vermehrte freie Halbtage und längere Ferien ausgeglichen.

Wie ehemals zieht die Krankenschwester das Gefühl der Mütterlichkeit zur Krankenpflege. Traditionelle, größtenteils auch religiös begründete Berufung soll nicht der erwerbsmäßigen Berufsausübung zum Opfer fallen. Man will weiter die Rolle der Dienenden spielen, beklagt sich aber, von den Ärzten zu wenig geachtet und beachtet zu werden. Laborantin und Bürolistin, die man nicht nur wie Dienstmädchen beim Vornamen nenne, würden dagegen als Dame betrachtet und dementsprechend beschenkt, eingeladen und — geheiratet. Medizinische und andere Konkurrenzberufe sind dementsprechend beliebt. Daraus entstehen große Schwesternverluste, um zu einer freieren Lebensführung, kürzeren Arbeitszeit, größerer Selbständigkeit, weniger straffen Unterordnung ohne Tracht und ohne Kasernierung, freierm Liebesleben zu gelangen. Die weitgehende Schwesternausbildung und -spezialisierung erschwert den Einsatz. Der Mangel an Nachwuchs der einzelnen Schwesternschulen erzeugt eine gewisse Intoleranz gegenüber Schwestern anderer Herkunft. Es entsteht eine ungesunde Rivalität zwischen Krankenschwestern, Säuglingsschwestern, Psychiatrischwestern. Die spezialisierte Schwester will keine einfachern Posten antreten und keine Chronischkranken pflegen, bei denen der Mangel am ärgsten ist. Man will nur dort arbeiten, wo bei der Pflege etwas läuft, vor allem in der Chirurgie, zum mindesten bei den Akuten. Bisweilen ist der Drang zur Stadt feststellbar. Bei den Jugendlichen besteht ein Hang zum Vergnügen, weitaus mehr aber Wissensdurst (fachliche Fortbildung, Theater, Konzerte). Diejenigen, die gerne selbständig sind, bevorzugen noch Gemeindegewerkschaften. Es besteht jedoch die Gefahr, daß sich auch selbstherrliche und wenig anpassungsfähige Schwestern für sie melden. Für alternde Schwestern wird der Gemeindedienst immer anstrengender. Dazu verlangt der Straßenverkehr in größeren Ortschaften, daß Schwestern selbst Auto oder Motorrad fahren. Die *Überalterung der Schwesternschaft* ist eine Folge des Mangels. Alte Schwestern sind aber nur noch beschränkt verwendungsfähig. Sie können körperlich, aber auch wegen des Fehlens der Ausbildungsgrundlagen mit der modernen Medizin nicht mehr Schritt halten. Man will endlich selbständig sein, leiten, herrschen, in der Nähe der Familie, von Bekannten seßhaft werden, eine eigene Wohnung und unkontrollierten Briefwechsel haben. Mutterhäuser beanstanden die Motorisierung der Lernschwestern, statt sie für später zu bejahen. Es ist eine zunehmende Angst vor dem Spitalrummel festzustellen, der zu Berufswechseln mit 40 bis 50 Jahren führt, um im Alter nicht brotlos zu werden. Die *Oberschwestern bilden Hammer und Amboß* zwischen Patient, Arzt, Verwaltung und Personal. Sie verkörpern das Reglement, was zur «déformation professionnelle» führen kann, die sich vielfach in Mißtrauen, in routiniertem Neinsagen und in Herrschsucht äußert. In der Personalführung erhielten sie bisher keine oder nur ganz mangelhafte Vorbildung. Die Schuld an solchen Erscheinungen tragen die Ärzte, die die Ausbildung in Personalführung unterließen. Schuld trägt ferner das allgemeine Festhalten der Schwesternschulen an Traditionen, die von der heutigen Jugend abgelehnt werden. Das *junge Mädchen von heute* hat nicht weniger Mütterlichkeit als früher. Aber es ist ein Kind seiner Zeit, dem Diesseits verbunden, nicht weniger religiös. Aber die Auffassung

liegt ihm ferner, mit guten Taten, unter Vernachlässigung eigener Ansprüche den Himmel abverdienen zu können. Die Lohnwünsche, die lange vorgeschoben wurden, spielen eine untergeordnete Rolle. Aber man hat doch seine Ansprüche. Selbst Diakonissenhäuser mußten dem Druck nach höherem Taschengeld nachgeben. Hinzu kommt der zeitliche Intervall zwischen Schulabschluß und Beginn der Schwesternlehre, die Spanne zwischen 15 bis 19 Jahren. Es locken die Berufslehre, das Taschengeld, die Freiheiten im abendlichen Ausgang usw. Man will sich aber auch fortbilden. Die *Eltern* haben ein der Lehre entsprungenes Kind kurze Zeit zum Mitverdiener. Der Beginn einer zweiten Lehre ohne Verdienst, oft noch mit Schulgeld, lehnen sie ab. Stipendien werden vielfach als erniedrigende Almosen empfunden. Die bis vor kurzem miserablen Arbeitsverhältnisse wurden angeprangert. Heute sind die Verhältnisse besser, aber man denkt nur langsam um.

Es *fehlen* in unserm Lande *3000 Schweizer Schwestern*. Sie werden durch Ausländerinnen und wenig brauchbare Menschen, die stellenlos herumziehen, teilweise ersetzt. Es ist lächerlich, über die hohen personellen Ansprüche der modernen Medizin zu stöhnen. Wir alle lassen uns von ihr helfen. Es ist unmenschlich, sich über die Zunahme der Alters- und Chronischkranken zu beklagen. Wir alle sind stolz auf unsere Kultur, die keine Vernichtung der alt und gebrechlich gewordenen Volksgenossen kennt. Wir müssen die *Ausbildung* der Schwestern *modernisieren*. Sehr schwierig ist die Umstellung der Schulen und der alten Oberschwestern. Die Herabsetzung des Eintrittsalters ist nur beschränkt möglich. Zu wünschen wäre die Abschaffung des Schulgeldes und die Bezahlung eines Lohnes an die Lernschwestern. Es könnten ferner schwächer Begabte zur Vermeidung der Examenangst als Spitalgehilfinnen herangezogen werden. Aber der Einsatz bleibt beschränkt. Auch sind Vorurteile aus Konkurrenzangst zu überwinden. Man sollte den Spitalnachwuchs gleich nach Schulabschluß einfangen können. Die jungen Oberschwestern wären überall in Personalführung auszubilden. Ferner ist an einen obligatorischen Pflegedienst von etwa einem Vierteljahr zu denken. Er wird zwar von Schwestern aus Angst vor Mehrbelastung durch Widerwillige, aber auch aus Verdacht vor Lohndruck abgelehnt. Als Vorteil wäre die Vorbereitung für die Mutter zu betrachten. Eine *Kombination mit Landdienst* bliebe denkbar. Wir müssen das Volk zur Verantwortung gegenüber den leidenden Mitmenschen erziehen. Besser ginge es ohne Zwang. Dem Kranken ist das Umlernen unmöglich. Die häusliche Krankenpflege, der Besuch der Rotkreuz- und Samariterkurse ist zu propagieren. Ein allgemein gültiges Rezept gibt es nicht. Stärkung des humanitären Verantwortungsgefühls kann weder befohlen noch schematisch doziert werden. Es hat sich jeder auf seinem Posten für die Sache der hilflosen Kranken einzusetzen.

Die Diskussion

Präsident *Böni* verdankte die eindrucksvollen, ungeschminkten Darlegungen. Es fehlt heute vielfach der richtige Geist für das Dienstun. Es sollten die alten christlichen Familien wieder erstehen, aus denen sich fast regelmäßig ein bis zwei Töchter dem Krankendienst zuwandten. Direktor *Künzler* von der Heil- und Pflegeanstalt Herisau schildert die Verhältnisse an seiner Anstalt. Er wendet sich insbesondere

gegen die Abjagerei von Diplomierten. Die Sanitätsdirektorenkonferenz sollte gemeinsame Normen gegen diese Abjagerei aufstellen. Man will heute aus dem Pflegepersonal halbe Gelehrte machen, namentlich in der Psychiatrie. Das Resultat zeigt sich darin, daß sich viele Anstalten mit Hilfsschwestern begnügen müssen. Gegenüber einem obligatorischen Pflegedienst ist der Redner sehr skeptisch eingestellt, da viele ungeeignete Personen dem Dienst zugeführt würden. Der Schwesternberuf muß frei aus dem Innern kommen. Frl. *Clara Nef* (Herisau) weist auf das Postulat aus Kreisen der Frauenbewegung «Heimatsdienst für junge Mädchen» hin, ein Dienst, in dem das einzelne da eingesetzt werden könnte, wo es seinen Anlagen nach hingehört. in Krankenpflege, Hausdienst, Landarbeit usw. Die Kirche empfiehlt in gleichem Sinne das diakonische Jahr, Halbjahr oder Vierteljahr. Pro Juventute führt die Praktikantinnenhilfe für Schüler und Studentengruppen im Landdienst durch. Aber diese verhältnismäßig kleinen Gruppen können dem Mangel nicht abhelfen. Es muß sich vom Kinde auf eine andere Einstellung vorbereiten lassen. Schon das Kind kann zur Freude am Helfen erzogen werden. Diese Freude geht tiefer als alles, was Geld einem verschaffen kann. Chefarzt Dr. *Merz* (Herisau) wendet sich gegen den obligatorischen Pflegedienst. Doch sollte eine solche Dienstmöglichkeit für 15- bis 19jährige bestehen. Der Pflegeberuf muß heute bezahlt werden wie andere Berufe auch. Die Schulen sollten den Schülerinnen mehr Freiheit gewähren. Das Finanzielle ist nicht ausschlaggebend, wenn ein Kind den innern Drang zum Beruf in sich verspürt. Die meisten Schulen verlangen ein Schulgeld. Der Kanton dürfte Stipendien übernehmen, um jedem die Möglichkeit zu geben, sich in einer der Schulen ausbilden zu lassen. Unsere Pfarrerherren könnten für den Pflegeberuf werben, bevor die Kinder in eine Lehre eintreten. Die Bindung an das heimatliche Spital dürfte dabei ausgenützt werden. Redaktor *Bollinger* unterstreicht die Bedeutung der Planung für Berufene zwischen 15 bis 19 Jahren. Diese Zeit sollte besser organisiert werden, auch in bezug auf einen Italiaufenthalt, der für Schweizer Krankenschwestern heute wesentlich wichtiger erscheint als ein Engländeraufenthalt. Bankdirektor *Ernst Preisig* fordert eine der anwesenden Schwestern auf, sich ebenfalls zu äußern, worauf die Oberschwester des Bezirkskrankenhauses Herisau auf eine Bemerkung antwortet, 11- bis 12stündige Arbeitszeiten seien bei genügend Freitagen und Ferien keine Überbelastung, wenn man an die Hausfrauen denke, die weit längere Arbeitszeiten kennen. Der Referent, Dr. *Pfister*, spricht im Schlußwort noch für die Beseitigung des «alten Zopfes», daß gleichwertige Leistungen (Mann und Frau) ungleich entschädigt werden, was selbst Zürich erst im letzten Monat gelungen sei.

Der Abschluß

Beim Mittagessen, das noch von der Diskussion belebt war, entbietet Gemeindehauptmann *Knöpfel* den Gruß des Tagungsortes, der elf neue Mitglieder der Gesellschaft zuführte. Lieder- und Blockflötenvorträge von Schülern erfreuen die Ausharrenden. Vizepräsident *Albert Keller* dankt dem Präsidenten für seine meisterliche Jahresarbeit und den Freunden aus Hundwil für ihre willkommenen Gaben. Mit dem Landsgemeindelied schloß die lebendige Tagung.

Dr. A. Bollinger, Aktuar